

Akategoriale Zustände zwischen mentalen Repräsentationen

Doris Feil und Harald Atmanspacher

Abstract

Die vorliegende Arbeit plädiert für eine Unterscheidung von Vor- und Akategorialität innerhalb eines naturwissenschaftlich orientierten Verständnisses mentaler Zustände. Sie bezieht sich auf Modelle aus der Kognitionswissenschaft und der analytischen Philosophie des Geistes. Auf der Basis einer repräsentationalen Theorie mentaler Vorgänge wird Akategorialität als Erkenntnisform verstanden, die voll entwickelte Kategorien voraussetzt, die ihrerseits aber ein Zustand jenseits von kategorialer Repräsentation ist. Sie wird als simultane Erfahrung von potenziellen Einzelrepräsentationen und deren aktuellem “Repräsentationsgrund” definiert. Diese Simultaneität ist möglich, wenn der mentale Zustand sich nicht in einer Repräsentation sondern zwischen Repräsentationen befindet. Innerhalb der kognitiven Neurowissenschaft lässt sich Akategorialität als instabiler Zustand des mentalen Systems begreifen, das als dynamisches System bestimmten Stabilitätskriterien unterworfen ist.

1 Präkategoriale und akategoriale Erfahrung – ein kurzer historischer Abriss

Die Unterscheidung von prä- und akategorialen mentalen Zuständen, im Gegensatz zu gewöhnlichen kategorialen Zuständen, wird in den Gegenwartsströmungen von Wissenschaft und Philosophie nur wenig beachtet. Wir werden im folgenden einen Ansatz vorschlagen, der es erlaubt, alle drei Klassen von mentalen Zuständen in einem kohärenten Rahmen zu behandeln und dabei ihre wesentlichen Unterschiede herauszuarbeiten. Es zeigt sich, dass es dafür einen natürlichen Platz in zwei Bereichen der zeitgenössischen Forschung gibt: in der bedeutsamen Debatte um nicht-begrifflichen Erfahrung (s.z.B. Gunther 2003) und in Stabilitätsbetrachtungen mentaler dynamischer Systeme (s.z.B. van Gelder 1998). Allerdings bedarf es einiger Vorarbeit, bevor diese beiden Punkte erklärt werden können.

In den letzten Jahren wurden prä- und akategoriale Zustände vor allem innerhalb der transpersonalen Psychologie diskutiert, und dort im wesentlichen als prä- und

transpersonale oder prä- und transrationale Zustände.¹ Obwohl ihre Unterscheidung, um die sogenannte “prä-trans-Verwechslung” zu vermeiden, durch Vertreter der transpersonalen Psychologie hervorgehoben wird (s. Wilber 1980, 1981), ist ihre Differenzierung ansonsten nicht sehr verbreitet. Insofern sie sich von kategorialen Zuständen unterscheiden, liegt es nahe, sie unter dem Begriff “außergewöhnliche Bewusstseinszustände” zu subsumieren (Kohls 2004) oder mit anderen “mystischen Erfahrungen” zusammenzufassen (Ernst 2005). Auch die aktuelle Diskussion von “nicht-begrifflichen” Erfahrungen verweist auf die spezifischen Merkmale akategorialer Zustände, die sie von präkategorialen Zuständen abheben.

Ein ebenfalls aktueller Ansatz versucht, prä- und akategoriale mentale Zustände mit jüngerer Entwicklung in Psychologie und Kognitionswissenschaft in Verbindung zu bringen. Er beruht auf der Beschreibung mentaler Systeme mit Hilfe der Theorie dynamischer Systeme. Lange bevor diese Idee in die moderne Literatur Eingang fand (Atmanspacher 1992), hat William James (1890, Kap. IX) entsprechende Gedanken und diskutiert. Einige phänomenologische Beispiele aus der westlichen und östlichen Literatur und Philosophie wurden von Atmanspacher und Fach (2005) sowie von Feil (2005, 2007) zusammengestellt.

Die Unterscheidung prä- und akategorialer Zustände verweist auf unterschiedliche Erfahrungen von (präkategorialer) Auflösung des Ichs oder (akategorialer) Überschreitung der Ichgrenzen des erlebenden Subjekts. Ersteres führt zur Destabilisierung oder Auflösung mentaler Kategorien (die Kategorie des Ich oder Selbst eingeschlossen), zweiteres führt zur Überschreitung dieser Kategorien bei gleichzeitigem Erhalt ihrer Stabilität.

Die Unterscheidung dieser beiden Wege findet sich in östlichen wie auch westlichen spirituellen und philosophischen Traditionen. Um ein ungefähres Verständnis für die unterschiedliche Qualität von Prä- und Akategorialität zu vermitteln, stellen wir zwei historische Ansätze mit verschiedenen Ursprüngen und Folgen vor, die dennoch am Ende Ähnlichkeiten aufweisen: (i) der kulturgeschichtliche Ansatz Jean Gebsters (1949/1953), den er in seinem Buch “Ursprung und Gegenwart” vertritt, und (ii) der einflussreiche rationalistisch-definitivische Ansatz Spinozas (1994), wie er in dessen “Ethik” entwickelt wurde.

Der Terminus der Akategorialität, so wie wir ihn hier gebrauchen, wurde von Gebster im Zusammenhang damit geprägt, was er die integrale Bewusstseinsstruktur nennt. Gebster beschreibt damit eine Erfahrung, die das Denken in Kategorien hinter sich lässt, gleichzeitig aber die Differenzierung und Eigenständigkeit der Kategorien wahrt. Er spricht von “Gewahrsein” und setzt diesen Bewusstseinsmodus in einen spirituellen Kontext. Es geht ihm darum, die Vielheit von Einzelaspekten in ihrer Bezogenheit auf einen gemeinsamen “absoluten” Ursprung zu erfassen (Gebster 1953, S. 7, 51f., 100 u.a.). Wir werden zeigen, auf welche Weise der Begriff Akategorialität in Gebsters Sinn erkenntnistheoretisch konsistent und sinnstiftend ist.

¹Eine zusammenfassende kritische Würdigung der Paradigmen transpersonaler Theorie findet sich bei Ferrer (2002).

Akategorialität verweist auf einen Bewusstseinsmodus, der von präkategorialen und kategorialen Modi abzugrenzen ist. In der gegenwärtigen Kognitionswissenschaft und Philosophie des Geistes wird kategoriales (begriffliches) Denken im wesentlichen als die Prozessierung mentaler Repräsentationen verstanden, die auf der Basis binärer Klassifikationen definiert sind. Binäre oder auch Boolesche Klassifikationen sind Zuordnungen von Elementen derart, dass sie entweder zu einer bestimmten Kategorie gehören oder nicht (*tertium non datur*). Die Regeln der klassischen Logik beruhen auf dieser Art von Kategorisierung. Schlussfolgerungen gemäß dieser Regeln verlangen ein sequenzielles Vorgehen und sind in ihrem Ergebnis entweder wahr oder falsch.

Präkategoriale Zustände (gelegentlich auch als nicht-kategorial bezeichnet) beziehen sich auf Situationen mit noch nicht entwickelten oder aufgelösten Kategorien. Das kann bedeuten, dass Kategorien ihre explizite begriffliche Struktur und logische Verortung verlieren und assoziativ prozessiert werden, wie wir es z.B. aus Träumen oder freien Imaginationen kennen. Manche Erfahrungen von Kreativität und Intuition sind vermutlich dem präkategorialen Bereich der Assoziation zuzurechnen.

Eine noch drastischerer Verlust von Kategorien kann in Rausch- oder Trancezuständen gegeben zu sein. Intensive sensorische Wahrnehmungen ohne kategoriale Einordnung können ein Gefühl der Einheit und der Verbundenheit mit der Umwelt vermitteln. Mentale Zustände, in denen wenig differenzierte sensorische Erfahrung und Assoziation im Vordergrund stehen, zählen generell eher zum präkategorialen Bereich.

Das Erleben von übergreifender Einheit, nicht aufgrund von aufgelösten Kategorien, sondern durch das Überschreiten etablierter und aufrechterhaltener Kategorien, wird von Gebser als akategorial bezeichnet. Aus dieser Sicht ist Akategorialität ein epistemisches Geschehen, das ausgebildete Kategorien als potentielle Objekte des Gewahrseins intakt lässt, sie jedoch nicht sequenziell und schlussfolgernd prozessiert. Kategorien bleiben als Grundlage solchen Geschehens erhalten, werden jedoch transzendiert.

Ein Blick in die Philosophiegeschichte zeigt, dass eine Differenzierung zwischen prä- und akategorialer Erfahrung über die Jahrhunderte mehrfach vorgeschlagen wurde – allerdings mit unterschiedlicher Terminologie: Plotins Erkenntnis des Einen, Spinozas *scientia intuitiva*, sowie die *intellectuale Anschauung* bei Schelling und Hölderlin bezeichnen eine akategoriale Erkenntnisstufe. Werfen wir zunächst einen Blick auf Spinoza, um zu verstehen, was Einheitserfahrung auf einer akategorialen Ebene für ihn bedeutet.

Spinoza (1989, II, Lehrsatz 40) differenziert zwischen drei Erkenntnisweisen. Zunächst erwähnt er die "Meinung" oder "Vorstellung". Er meint damit unter anderem präkategoriales Erfahrungswissen, das aus der Wahrnehmung abgeleitet ist, aber noch keiner regelhaften Kategorisierung unterliegt. Diese Erkenntnisform liegt der Vernunft voraus. Für den Rationalisten Spinoza ermöglicht sie nicht, Wahres und Falsches deutlich zu unterscheiden.

Die zweite Erkenntnisform des "vernünftigen Wissens" erlaubt dagegen eine ein-

deutige Unterscheidung von Wahr und Falsch aufgrund von “universellen” Begriffen oder “Gemeinbegriffen”. Derartige Begriffe sind kategorial und werden in der formalen Erkenntnis nach den Regeln der klassischen Logik gebildet und analysiert.

Als dritte Erkenntnisform führt Spinoza das “anschauende Wissen” oder die *scientia intuitiva* an, die “adäquate Erkenntnis des Wesens der Dinge”. Sie folgt der formalen Erkenntnis der Einzeldinge, doch anders als diese schließt sie nicht sequentiell von A auf B, sondern erkennt die Zusammenhänge zwischen den Einzeldingen “auf einen Blick”. Diese intuitive Gesamtschau zeigt die Einzeldinge in ihrer Verbindung und in ihrer spezifischen Position im Ganzen. Sie ist weder präkategorial-assoziativ noch kategorial-diskursiv, sondern erscheint als unmittelbare und gesamthafte Erfahrung.

Für Spinoza geht es bei der *scientia intuitiva* um nichts Geringeres als um die Erkenntnis Gottes. Indem das erlebende Subjekt erkennt, wie das Einzelne im und mit dem Ganzen zusammenhängt, erkennt es auch, wie dieses Einzelne im Ganzen gegründet ist und von dorther seine Bestimmung erhält. Im differenzierten und verknüpften Ganzen wird das Eine, das absolute und göttliche Prinzip geschaut. Ein Eintauchen in dieses absolute Eine als letzter Schritt einer spinozistisch verstandenen Intuition wird später von Schelling und Hölderlin aufgegriffen (Feil 2005, 2007).

Wie die hier definierten akategorialen Bewusstseinszustände aus der Sicht von Kognitionswissenschaft und Philosophie des Geistes zu begreifen sind, wird hier nun zu klären sein. Im folgenden versuchen wir, akategoriale Erfahrung in der gegenwärtigen Bewusstseinsforschung zu verorten. Kapitel 2 beschäftigt sich deshalb mit dem Spektrum von Erkenntnisformen, das in der aktuellen Philosophie des Geistes diskutiert wird. Intersubjektive Erkenntnis wird von subjektiver Erkenntnis abgegrenzt (2.1). Subjektive Erkenntnis wird einerseits in ihrer propositionalen Form (2.2.), andererseits in ihrer nicht-propositionalen Form betrachtet (2.3). Im Anschluss daran wird der Begriff der Kategorie näher gefasst (2.4) und auf dieser Grundlage ein Vorschlag für die analytische Unterscheidung von vor- und akategorialer Erfahrung unterbreitet (2.5).

Kapitel 3 beleuchtet die Grundlage aller Erkenntnisformen: den kognitionswissenschaftlichen Basisbegriff der mentalen Repräsentation. Die Bedeutung des Terminus “Repräsentation” wird beschrieben (3.1), und es wird vorgestellt, wie mentale Repräsentationen spezifiziert werden können (3.2). Zudem wird reflektiert, welche Charakteristikum eine mentale Repräsentation von anderen Repräsentationen unterscheidet (3.2.1) und welche Varianten von mentaler Repräsentation vorliegen müssen, um Erkenntnis in all ihren Formen zu verwirklichen (3.2.2).

In Kapitel 4 werden prä- und akategoriale Erfahrungen innerhalb einer Theorie mentaler Repräsentation erörtert. Metzingers Interpretation mystischer Erfahrung als ozeanische Selbstentgrenzung und Verlust des phänomenalen Bewusstseins wird als Beispiel von Präkategorialität diskutiert. Dies dient als Ausgangspunkt, um zu zeigen, welcher Variante eines phänomenal erfahrbaren Bewusstseinszustandes akategoriale Erkenntnis zugrunde liegen könnte.

Kapitel 5 greift einen formalen Ansatz auf, der das Phänomen des Akategori-

alen innerhalb der kognitiven Neurowissenschaft diskutiert. Dieser Ansatz bedient sich einer qualitativen Stabilitätsanalyse nichtlinearer Prozesse. Wesentliche Elemente der nichtlinearen Dynamik werden kurz referiert (5.1). Ein entsprechendes Konzept von Stabilität wird vorgestellt und zur Spezifizierung der bisher erarbeiteten Ergebnisse genutzt (5.2). Als Resultat zeigt sich, dass ein akategorialer Erkenntnismodus als dynamisch instabiler Zustand innerhalb der aktuellen kognitiven Neurowissenschaft stringent begründbar ist.

In Kapitel 6 setzen wir die prominente aktuelle Debatte um nicht-begriffliche Erfahrungen in Beziehung zu kategorialen, präkategorialen und akategorialen Zuständen. Während kategoriale Zustände in unserem Verständnis per Definition begrifflichen Gehalt aufweisen, stellt sich die Situation für präkategoriale und akategoriale Zustände anders dar. Die entsprechenden Unterschiede spiegeln die Art und Weise wider, wie sie von Zuständen mit begrifflichem Gehalt abweichen.

2 Formen von Erkenntnis

2.1 Intersubjektive Erkenntnis als gerechtfertigte Proposition

Spinoza hat sich nicht gescheut, von *scientia intuitiva* als höchstem intuitiven Wissen zu sprechen, das er als Überbietung des diskursiven Wissens begriff. Im Vergleich dazu deckt das zeitgenössische Verständnis von Wissen als gerechtfertigter Überzeugung nur einen kleinen Teil unserer Erkenntnisformen ab.²

Im Allgemeinen gilt, dass eine Erfahrung in Aussageform verfasst sein, d.h. als Proposition vorliegen muss, um als gerechtfertigte Überzeugung zu gelten (vgl. dazu Russell 1940, p. 12). Dafür muss sie (i) (semantisch-sinnvolle) begriffliche Kategorien auf der Basis binärer Klassifikationen beinhalten und (ii) nach bestimmten (syntaktisch-grammatischen) Regeln konstruiert ist, die auf klassischer Logik beruhen. Somit ist intersubjektives Wissen dann gegeben, wenn eine Proposition von anderen auf ihren Wahrheitsgehalt geprüft werden und intersubjektiv als wahr gelten kann.

Intersubjektives Wissen kann auf zwei unterschiedliche Weisen erlangt werden: a priori und a posteriori. Eine Proposition wird apriorisch genannt, wenn sie unabhängig von unserer Wahrnehmung ist und ohne Rückgriff auf konkrete menschliche Erfahrung nachvollzogen werden kann. Ein Beispiel hierzu ist etwa der Satz “Jungge-sellen sind unverheiratet”, der sich rein analytisch betrachtet als richtig erweist. Aposteriorisch wird eine Proposition dann genannt, wenn sie sich aus unserer sensorischen Wahrnehmung und unserer Erfahrung speist. Für Akategorialität als erlebter Zustand sind aposteriorische Aussagen daher von besonderer Relevanz.

²Wodurch eine Überzeugung als gerechtfertigt gilt, ist eine zentrale und auch knifflige Frage der Erkenntnistheorie, die hier nicht im Detail erörtert werden kann (vgl. Steup und Sosa 2005, S. 251–343).

Eine Erfahrung gilt als intersubjektives Wissen, wenn sie logisch wohlgeformt ist und wenn die persönliche, subjektive Wahrnehmung mit den Fakten übereinstimmt. Das erfordert, dass Menschen mit gleichen kognitiven Fähigkeiten unter gleichen Umständen Gleiches wahrnehmen. Ein einfaches Beispiel ist die Subsumierung einer Wahrnehmung X unter einen Begriff, etwa nach der Art “X = Stern”. Diese Proposition wird als wahr betrachtet, wenn nicht nur die eigene, sondern auch die Perzeption anderer der Kategorie “Stern” entspricht.

Das Feld intersubjektiven Wissens reicht von der einfachen Zuweisung von Begriffen bis zu komplexem diskursiven und abstrakten Denken. Propositionalität steht an der Basis jeden intersubjektiven Erkennens. Wenn ich glaube, hoffe oder bezweifle, dass “X = Stern” oder “Junggeselle = unverheirateter Mann” ist, dann ist dies eine propositionale Einstellung. Wenn ich meine Annahme intersubjektiv rechtfertigen kann, entsteht Wissen.

2.2 Subjektive Erkenntnis als ungerechtfertigte Proposition

Anders als intersubjektives Wissen bezieht sich subjektives Wissen auf all jene propositionalen Einstellungen, die sich nicht intersubjektiv rechtfertigen lassen. Entsprechende Aussagen mögen zwar quantifizierbar und intersubjektiv zugänglich sein, doch sie können nicht hinreichend überprüft werden um als gerechtfertigt zu gelten. Sie sind immer aposteriorisch und beziehen sich auf die Wahrnehmung oder Erfahrung des Einzelnen.

Es gibt erkenntnistheoretische Positionen, die das Spektrum der Erkenntnisformen hier abschließen. Für McDowell (1994, S. 64) z.B. gibt es außerhalb von Begriffen und Propositionen keine Erkenntnis. Er orientiert sich an Kants prägnantem Satz “Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind” (Kant 1974, A51/B75). McDowell schließt daraus, dass das Konzept einer “reinen” Anschauung oder Perzeption ohne begriffliche Komponente zumindest für die philosophische Theorie des menschlichen Bewusstseins keine Rolle spielt.

Ein anderer, durch Fodor profilierter Ansatz orientiert sich an der Computer-Metapher für das Gehirn und dessen Funktionsweise. Im Rahmen dieser Metapher wird das kognitive System als ein Zusammenspiel von Hardware und Software betrachtet, wobei dem Gehirn als materiellem Substrat die Funktion der Hardware zugewiesen wird, während mentale “Programme” die kognitiven Prozesse steuern. Ein solcher Ansatz erlaubt nur propositionale, begrifflich verfasste mentale Inhalte, da er Syntax und Semantik voraussetzt.

Dieser funktionalistische Ansatz beruht (i) auf (sprach-) logischen Regeln, nach denen prozessiert wird und (ii) auf Begriffen mit einer symbolischen Funktion, denen ein bestimmter (über die Hardware “Gehirn” vermittelter) Stimulusinput zugeordnet ist. Fodor nimmt an, dass viele kognitive Prozesse durch eine universelle mentale Sprache (*lingua mentis*) gesteuert werden, ohne je ins Bewusstsein zu dringen. Er glaubt auch, dass selbst diejenigen Sinneserfahrungen, die wir nicht in Begriffe fassen können, auf diese Weise realisiert werden.

Es gibt aber noch eine weitere Position, deren Vertreter unter subjektiver Erkenntnis zwar einerseits propositionalen, andererseits aber auch nicht-propositionalen mentalen Gehalt subsumieren (vgl. u.a. Dretske 1981, Peacocke 1992, Bermúdez und Macpherson 1998). Gemäß dieser Ansicht kann es Formen oder Vorformen subjektiven Erkennens geben, die sich von subjektiver Erkenntnis begrifflicher Art prinzipiell unterscheiden. Das entsprechende Konzept *nicht-begrifflichen Gehalts* (cf. Gunther 2003) bezieht sich auf zwei Aspekte: (i) die Art und Weise, wie uns wahrgenommene oder imaginierte Objekte innerlich erscheinen, wie sie phänomenal erfahrbar sind, und (ii) modellhafte mentale Strukturen, die sich aus solchen Erfahrungen zusammensetzen.

2.3 Subjektive Erkenntnis als nicht-begrifflicher mentaler Gehalt

Dretske (1981, S. 135–153) schlägt vor, die Differenz zwischen phänomenaler und begrifflicher Erkenntnis mit den Begriffen “analog” und “digital” zu beschreiben. Digital bedeutet, dass eine Information so verfasst ist, dass ein bestimmter Gehalt a , und nichts anderes als a , mitgeteilt wird, also z.B. die Wahrnehmung “X = Stern”. Analog bedeutet, dass mit einer Information a zusammen noch weitere Informationen geliefert werden, die zur Wahrnehmung X zusammen mit vielen zugleich erfahrbaren und unbegrenzt verfeinerbaren Wahrnehmungsaspekten führen (Grad der Helligkeit, Farbigkeit etc.; vgl. Dretske 1981, S. 137).

Digitales Erkennen geschieht mit Hilfe vereinfachter eindeutiger Zeichen mit diskreten Spektren sowie regelhaften Operationen mit diesen Zeichen. Analoges Erkennen hingegen vollzieht sich kontinuierlich. Die Komplexität einer Wahrnehmung, die analog als Ganzes gegeben ist, kann nur durch sukzessive verfeinertes diskursives und sequenzielles Prozessieren digitalisiert werden. Die Fülle der Wahrnehmung ist der Fülle des begrifflichen Ausdrucks sozusagen immer um einen Schritt voraus. Dies ist durch den qualitativen Unterschied in der jeweiligen Form der Informationsübertragung bedingt. Man kann sich den qualitativen Unterschied zwischen beiden Arten von Information am Beispiel von Bild (analoge Übertragung) und Text (digitale Übertragung) verdeutlichen.

Vor diesem Hintergrund vertritt Peacocke (1992, s. 67f) die These, dass die Informationsdichte nicht-begrifflicher Gehalte nie erschöpfend in begriffliche Inhalte überführt werden kann. Auch Metzinger (2003, S. 73) erwägt die Möglichkeit, dass es nicht-begrifflichen mentalen Gehalt geben könne, der zwar phänomenal erlebbar, aber niemals konzeptualisierbar ist.

Ein Beispiel ist eine Wahrnehmung, deren Gehalt für das wahrnehmende Subjekt nicht klassifizierbar ist, die jedoch dessenungeachtet Information enthält. Der analoge Charakter einer kontinuierlichen Übertragung und die besondere subjektive Qualität des perzeptiven Erlebens sind dann gerade nicht digitalisierbar. Der Geruch von brennendem Holz z.B. ist immer eine Wahrnehmung “von etwas” und wird immer “irgendwie” riechen, selbst wenn wir nichts über Holz oder Brandgeruch wissen.

Das Ergebnis einer solchen Wahrnehmung liegt zumindest in der Information, dass etwas Neues und Unbekanntes vorliegt. Auch sie kann bereits eine Funktion für das wahrnehmende Subjekt haben, etwa einen erhöhten Grad von Aufmerksamkeit, Gefühle des Wohl- oder Unwohlseins etc. bewirken.

Wahrnehmung kann demnach durchaus ohne begriffliche Erkenntnis bestehen, und sie kann zumindest *irgendeine* informative Funktion haben. Damit jedoch aus Sinneswahrnehmungen mehr erkannt wird als ihre einmalige phänomenale Qualität, sind kategorisierende Prozesse notwendig.

2.4 Wahrnehmungskategorien und begriffliche Kategorien

Die Unterscheidung von analogem und digitalem Wissen wird durch Studien der frühen Kategorienbildung bei Kindern gestützt (Mandler, S. 453ff). Wenn auch der Begriff der Kategorie oft auf begriffliche Kategorien eingeschränkt wird, dient der Begriff der Wahrnehmungskategorie doch dazu, Strukturen der Erfahrung zu beschreiben, welche (noch) nicht konzeptualisiert sind. Wahrnehmungskategorien entstehen aus der wahrgenommenen Ähnlichkeit von Phänomenen, sie erfolgen unwillkürlich ohne bewusste Aufmerksamkeit. Dagegen beruhen begriffliche Kategorien auf bewusst vollzogener Wahrnehmung und Schlussfolgerung, auf der Anwendung von Regeln.

Experimente mit Kindern im ersten Lebensjahr zeigen, wie sich die Bildung von Wahrnehmungs- und begrifflichen Kategorien parallel vollziehen und zusammenfließen. Die Unterscheidung zwischen den Kategorien “Lebewesen” und “Möbelstück” z.B. wird zunächst durch den unbewussten Vergleich von Wahrnehmungsdifferenzen in Gang gesetzt, worauf der bewusste begriffliche Schluss folgt, dass Lebewesen sich autonom bewegen und Möbelstücke dies nicht tun. Verfeinerte Wahrnehmung kann darauf als dritter Schritt folgen (siehe Rosch 1978, Mandler 2000).

Um die analoge und implizite Struktur einer Wahrnehmungskategorie von der eines Begriffs mit digitaler und expliziter Struktur abzugrenzen, hat man Terminus des “Modells” vorgeschlagen.³ Ein perzeptiv-analoges Modell ermöglicht bereits Simulationen (Vorstellungen, die nicht an den aktuellen Stimulusinput gebunden sind) und eine Orientierung des Handelns auf zukünftige Ziele.

Wie solche analogen Modelle im Detail strukturiert sind, wird kontrovers diskutiert. Entweder wird bereits auf der Wahrnehmungsebene aus ähnlichen Stimuli ein Prototyp gebildet (Rosch und Mervis 1975, Hampton 2003), oder es findet eine Akkumulation wahrgenommener Beispiele statt. Die Zuordnung einer Wahrnehmung zu einer Wahrnehmungskategorie wird dann im Abgleich mit diesem Prototyp bzw.

³Vgl. Metzinger (1993, S. 104–135), der sich auf McGinn (1989) und Johnson-Laird (1983) bezieht. Das Konzept von Johnson-Laird (1983, S. 146–151), der unter dem Begriff des mentalen Modells eine Hybridform von digitalen und analogen Elementen versteht, wird von Metzinger jedoch abgewandelt und rein analog definiert.

mit der Mehrzahl der Beispiele vorgenommen. In beiden Fällen besteht eine Wahrnehmungskategorie aus Objekten und strukturerhaltenden Abbildungen zwischen diesen Objekten.⁴

Wenn die implizite Struktur eines Wahrnehmungsmodells begrifflich isoliert und explizit wird, ist der analoge Gehalt einer Kategorie digital adressierbar. Die digitalisierte Struktur, d.h. der Begriff, kann nun bewusst auf Wahrnehmungsinhalte angewandt werden. Binäre (sukzessive) Klassifikationen erlauben eine eindeutige Zuordnung einer Wahrnehmung zu einer Kategorie. Sobald Regeln für binäre Klassifikation vorliegen, also etwa die Regel, dass Lebewesen sich aus sich heraus bewegen, können sie als vorbereitende Funktionen für (frühe) Begriffsbildung sprechen.⁵

Letztlich sind wahrgenommener und begrifflicher Gehalt in einer Kategorie gemeinhin vereint. Das heißt aber nicht, dass das eine ohne das andere nicht denkbar wäre. Es gibt begriffliche Kategorien ohne analogen Gehalt, so z.B. die philosophische Kategorie des “Dings an sich”, die sich auf Dinge bezieht, die unabhängig von jeglicher Art von Wahrnehmung sind. Auf der anderen Seite stehen analoge Modelle, die zwar perzeptiv kategorisiert, nicht aber digitalisiert sind: z.B. mentale Operationen, die nicht als Sequenzen von begrifflichen Kategorien explizit werden. Darüber hinaus gibt es den besonderen Fall eines einmaligen phänomenalen Erlebens, für das (per Definition) noch keinerlei Kategorien gebildet sind.

2.5 Erkenntnistheoretische Charakterisierung von Prä- und Akategorialität

Mit dem Hintergrund der Kapitel 2.1 bis 2.4 sind wir nun in der Lage, eine Unterscheidung von prä- und akategorialer Erkenntnis in der Terminologie der gegenwärtigen analytischen und empirischen Bewusstseinsforschung zu treffen. Der Begriff des Präkategorialen, wie oben eingeführt, kann zweierlei bedeuten:

1. Er kann einen Zustand meinen, der nicht-begrifflich und vollständig nicht-kategorial ist, d.h. weder Zeichen perzeptiver Modelle noch begrifflicher Kategorienbildung aufweist. Dies könnte eine Form von Information sein, die jeder Kategorienbildung vorausgeht (z.B. eine gänzlich neue phänomenale Erfahrung), oder eine Situation, in der jede kategoriale Stabilisierung abhanden gekommen ist (z.B. tiefe Rausch- oder Trancezustände). In solchen Fällen liegt eine extreme Form von Präkategorialität vor, die für die Diskussion bestimmter Formen “mystischer” Erfahrungen interessant sein könnte.

⁴Eine Abbildung $f : A \rightarrow B$ ist strukturerhaltend, wenn jeweils benachbarte Punkte in einem Vektorraum A auch in einem anderen Vektorraum B , auf den sie mittels f abgebildet werden, benachbart bleiben. Bestimmte Abbildungsfunktionen, sog. Intertwiner, gewährleisten eine derartige Strukturähnlichkeit (“topologische Äquivalenz”) von Objekten, selbst wenn diese unterschiedlich aussehen. Vgl. hierzu das Standardwerk von MacLane (1998).

⁵Begriff ist hier noch nicht mit Sprache gleichzusetzen. Obwohl die Ausbildung von begrifflichem Denken und Sprache sich beeinflussen, muss in der Bewusstseinsentwicklung schon von vorsprachlichen begrifflichen Elementen ausgegangen werden (vgl. Mandler 2002, S. 316f).

2. Präkategorialität kann ebenso Erkenntnisweisen meinen, die auf perzeptiv-analogen Kategorien basieren, welche der digital-begrifflichen Kategorienbildung vorausgehen. Zum Beispiel können dies Wahrnehmungen sein, die aufgrund von Ähnlichkeitsrelationen klassifiziert werden können oder Simulationen durch Modelle, die vom aktuellen Stimulusinput unabhängig sind. Mentale Prozesse verlaufen dann nicht nach logischen Regeln, sind aber mit systeminternen Bedürfnissen und Erwartungen konsistent. Gebasers Begriff des Präkategorialen bezieht sich vorwiegend auf diesen zweiten Typ: einen mentalen Zustand ohne begriffliche Kategorisierung.

Die beiden erwähnten Varianten des Präkategorialen gehören zum Bereich der subjektiven Erkenntnis, sind aber weder (vollständig) begrifflich noch (vollständig) propositional. Sie unterliegen damit auch nicht der Bewertung nach Wahrheitskriterien. Sie sind nach ihrem Nutzen für das System und damit nach der *Adäquatheit* von Information für dieses zu beurteilen. Im Gegensatz dazu werden bei begrifflich-propositionaler Erkenntnis Erfahrungen durch Propositionen explizit adressierbar. Erst dadurch wird die Bewertung einer Information nach Wahrheit und Falschheit relevant, und intersubjektives Wissen entsteht.

Das Präkategoriale ist damit eine nicht-propositionale Form subjektiver Erkenntnis, die auf Erfahrungen mit nicht-begrifflichem Gehalt beruht und fundamental vom propositional verfassten Bereich differiert. Diese Unterscheidung liefert den Schlüssel für die Differenz zwischen Prä- und Akategorialität. Wir werden im folgenden argumentieren, dass begrifflich-propositionale, mithin digitale Erkenntnis (subjektiver oder intersubjektiver Art) eine notwendige, aber keineswegs hinreichende Bedingung für Akategorialität ist (Kap. 4). Anders als präkategoriale Zustände erfordern akategoriale Zustände vorhandene, voll entwickelte Kategorien.

Dennoch sind akategoriale Erfahrungen insofern nicht-begriffliche Zustände, als vorhandene kategoriale Begriffe durch das erlebende Subjekt nicht aktualisiert sind (Kap. 6). In diesem Sinn unterscheiden sich akategoriale Zustände sowohl von kategoriale-begrifflichen Zuständen (in denen jeweils ein bestimmter Begriff repräsentiert ist) als auch von rein perzeptiven Zuständen. Spinozas "Intuition" prozessiert nicht ein isoliertes Konzept oder Perzept, sondern fasst alle vorliegenden Begriffe direkt als ein Ganzes auf – wie ein "Zwischenzustand", der verschwindet, sobald einzelne Konzepte (oder isolierte Perzepte) aktualisiert werden.

Trotz ihres attraktiven Erklärungspotentials für derartige Erfahrungen wird Akategorialität in den Hauptströmungen der analytischen Philosophie des Geistes kaum diskutiert. Bevor wir Ansätze vorstellen, die eine solche Diskussion ermöglichen, muss aber noch ein Grundbegriff geklärt werden, der für die meisten kognitionswissenschaftlichen Modelle von Wissen zentral ist: der Begriff der mentalen Repräsentation. Er enthält den Begriff der Kategorie, umfasst aber auch Ersterfahrungen, die noch nicht kategorisiert sind. Im gegenwärtigen Verständnis sind mentale Repräsentationen grundlegende Elemente jeder Form von Wissen und Erkenntnis.

3 Mentale Repräsentation

Ein mentales System enthält Information über externe und interne Bereiche mittels mentaler Repräsentationen, die durch systeminterne Zustände aktualisiert werden. Eine Repräsentation hat verschiedene Bedingungen zu erfüllen, damit sie für mentale Prozesse geeignet ist: Um Träger von Information zu sein, muss sie kausale, funktionale und (in manchen Fällen) strukturelle Aspekte aufweisen. Um den speziellen Kriterien des Mentalen zu genügen, muss sie dem phänomenalen Bewusstsein potenziell zugänglich sein. Phänomenal erfahrbare Repräsentationen decken eine Vielzahl von Varianten ab, die in Kap. 3.2.2 diskutiert werden.⁶

3.1 Repräsentation in informationsverarbeitenden Systemen: Kausalität, Funktionalität, Strukturalität

Repräsentation kann einerseits einen Prozess der Informationsübertragung, andererseits einen Informationsgehalt bezeichnen. Ein Repräsentat B kann einen aktuellen Sachverhalt A (ein Repräsentandum) repräsentieren, sofern es (i) einen Prozess gibt, der die Referenzbeziehung von B nach A etabliert, und (ii) einen Prozess gibt, der die Referenzbeziehung zu B zurückverfolgt. Repräsentationen lassen sich als dreistellige Relationen von Repräsentandum, Repräsentat und Referenzbeziehung beschreiben.

Prinzipiell sind unterschiedliche Möglichkeiten einer Referenzbeziehung denkbar. Eine davon ist die Zeichenrelation, bei der ein Zeichen (z.B. ein Buchstabe) einen Sachverhalt (z.B. einen Laut) repräsentiert. Doch im Unterschied zu blosser Denotation wird der Begriff der Repräsentation im Allgemeinen dann gebraucht, wenn Repräsentandum und Repräsentat eine Gemeinsamkeit haben, die der Referenzbeziehung immanent ist. Ein Beispiel dafür wäre eine kausale Verbindung. Rauch verweist auf das verursachende Feuer, eine Wahrnehmung oder ein Begriff verweisen auf den verursachenden Stimulus.

In diesem Sinne kann eine kausale Beziehung dann eine Repräsentationsbeziehung sein, wenn es ein natürliches oder künstliches System gibt, das kausal hervorgerufene Zustände als Repräsentat auf die Ursache zurückführt (vgl. z.B. Bechtel 2001). Doch nicht jeder Effekt enthält Information über seine Ursache. Deshalb müssen Verursachung und Handlung auf *typische* Weise so aufeinander bezogen sein, dass die Repräsentation durch das betreffende System funktional genutzt werden kann (Dretske 1988).

Mit den Kriterien Kausalität und Funktionalität ist jedoch noch nicht sichergestellt, dass dem System aufgrund des Repräsentationsprozesses ein an die Umwelt angepasstes Verhalten gelingt. Dies ist nur möglich, wenn Repräsentat und Repräsentandum soweit übereinstimmen, dass das System adäquate, d.h. aussagekräftige

⁶Eine hervorragend kommentierte und ausgewählte Anthologie zum Thema mentale Repräsentation im Rahmen eines Grundkurses zur Philosophie des Geistes stammt von Metzinger (2010).

Informationen erhält. Dies ist der Fall, wenn dem Repräsentat selbst Strukturmerkmale des Repräsentandums mitgegeben sind. Aus diesem Grund nehmen wir strukturelle Repräsentation als ein zusätzliches Kriterium für informationsverarbeitende Prozesse an (vgl. Bartels 2005). So kann ein Repräsentat z.B. eine Aussentemperatur abbilden, indem äußere Relationen in innere Relationen umgesetzt werden (vgl. Dretske 1995, S. 2).

Eine solche Art strukturaler Übereinstimmung ist nicht mit einer Ähnlichkeitsrelation zu verwechseln, wie sie etwa zwischen einem Objekt und dessen Photographie besteht. Die Beziehung zwischen Repräsentandum und Repräsentat lässt sich als Abbildung f bezeichnen. Vermutlich ist die Annahme einer isomorphen Abbildung $f : A \rightarrow B$, die jedem Punkt in A einen und nur einen Punkt in B zuordnet, und umgekehrt, zu stark. Wenn die Forderung der Umkehrbarkeit (Bijektivität) von f wegfällt, liegt ein Homomorphismus vor, z.B. wenn viele Punkte in A auf den gleichen Punkt in B abgebildet werden. Dies ist auf strukturerhaltende Weise möglich.⁷

3.2 Repräsentation in mentalen Systemen

3.2.1 Intentionalität und phänomenales Bewusstsein

Eine mentale Repräsentation muss zusätzlich zu den oben genannten Bedingungen auch die speziellen Kriterien des Mentalen erfüllen. Entscheidende Merkmale in diesem Sinn sind intentionaler und phänomenaler Gehalt. Intentionaler Gehalt soll hier im weitesten Sinne verstanden werden, nämlich so, dass eine mentale Repräsentation auf etwas bezogen oder ausgerichtet ist. Ein Überblick über spezifische Definitionen und Perspektiven findet sich bei Jacob (2003).

Eine mentale Repräsentation wird aktualisiert, wenn sie von einem Zustand eines mentalen Systems eingenommen wird. Intentionalität kann einer mentalen Repräsentation auch dann zugeschrieben werden, wenn diese nicht durch den momentanen mentalen Zustand aktualisiert ist. Phänomenaler Gehalt dagegen ist an die Bewusstseinsqualität aktueller mentaler Zustände gebunden: es “ist irgendwie”, oder “fühlt sich irgendwie an”, einen bestimmten mentalen Zustand zu erleben.⁸ Der Begriff der Phänomenalität, wie wir ihn hier gebrauchen, beinhaltet also subjektive Wahrnehmungs- und Gefühlsqualitäten (perzeptive Qualia, körperliches Spüren, Gefühlsaspekte von Emotionen, etc.).

In der Philosophie des Geistes wird vielfach diskutiert, ob sowohl Intentionalität als auch Phänomenalität für die Definition mentaler Repräsentation notwendig sind oder ob nicht Intentionalität allein notwendig wäre. Ein wichtiger Punkt, der in dieser Hinsicht zur Klarheit beitragen kann, ist die Unterscheidung von mentalen

⁷Vgl. Bartels 2005, S. 30-45. Siehe dazu auch Fell (2004), oder Atmanspacher und beim Graben (2007).

⁸Vgl. dazu Nagel (1974), der in der Wendung “what it is like to be” einen fast kanonischen Ausdruck für diesen qualitativen Aspekt mentaler Prozesse geprägt hat.

Repräsentationen, die potenziell im mentalen System zugänglich sind, und solchen, die durch den Systemzustand eingenommen und damit aktualisiert werden.

Insoweit als Referenzbeziehungen zwischen Repräsentat und Repräsentandum intentionalen Gehalt sicherstellt, können auch nicht-mentalen Informationen alle Arten von Intentionalität zukommen. In diesem Sinn scheint Intentionalität nicht charakteristisch für das Mentale zu sein, es sei denn es gelänge, eine typisch mentale Intentionalität durch ein zusätzliches Kriterium zu definieren. Phänomenaler Gehalt ist dafür ein attraktiver Kandidat, doch dies wird heiss diskutiert und ist derzeit nicht abschliessend zu beurteilen.

3.2.2 Varianten mentaler Repräsentation

Mentale Repräsentationen sind grundlegende Elemente des Bewusstseins. Um das Spektrum bewusstseinsfähiger mentaler Inhalte zu bilden, müssen sie in verschiedenen Varianten vorkommen. Sie lassen sich nicht nur als analoges Modell oder digitaler Begriff klassifizieren, sondern weisen unterschiedliche Sinnesmodalitäten, unterschiedliche Ausschnittsgrößen, verschiedene Grade von Input-Bindung, von Transparenz und von Reflexivität auf.

Mentale Repräsentationen entstehen über unterschiedliche Sinneskanäle. Sie können als reine Modalitäten, z.B. als rein visuelle oder rein auditive Perzepte, oder als integrierte Modalitäten vorliegen. Damit dies möglich ist, müssen sie in der Lage sein, Daten unterschiedlicher Sinnesorgane zu einem kohärenten repräsentierenden Zustand zusammenfügen.

Mentale Repräsentationen bilden verschieden große Ausschnitte aus systemexternen oder systeminternen Bereichen ab, wobei jeder Ausschnitt eine geschlossene Einheit ist. Um dies zu leisten, müssen mentale Repräsentationen Bestandteile neuer Repräsentationen werden können und sich untereinander konsistent und homogen verbinden können. Sie müssen vollständig einbettbar sein und “nahtlos” übergeordnete oder globale Repräsentationen (wie z.B. “Welt” oder “Selbst”) erzeugen können (Metzinger 1991, S. 60ff).

Damit wird auch deutlich, warum die Einheit aller Bewusstseinsinhalte etwas anderes ist als eine Ansammlung von Einzelteilen. Alle bewusstseinsfähigen mentalen Repräsentationsprozesse sind homogen in eine grundlegende Metarepräsentation eingebettet, sozusagen in einen “Bewusstseinsgrund”. Die Einbettung geschieht permanent, während der gesamte, sich immer wieder verändernde mentale Informationsfluss repräsentiert wird. Die globale Metarepräsentation läuft – meist im Hintergrund – parallel zu partiellen Repräsentationen mit.

Mentale Repräsentationen hängen in unterschiedlicher Weise vom aktuellen Informationsinput ab. Erlebte Perzepte (sogenannte “Präsentationen”) sind als analoge Verarbeitungen aktueller Situationen kausal an Stimulusinputs gebunden. Dagegen sind gespeicherte Perzepte oder kreierte analoge Modelle (Simulationen) vom Stimulusinput losgelöst und können unabhängig vom gegenwärtigen Zustand repräsentieren. Sie sind zu einem beliebigen Zeitpunkt aufrufbar, ohne an die entsprechen-

de faktische Situation gebunden zu sein. Sie eröffnen uns die Möglichkeit, Zielzustände zu simulieren und unser Verhalten darauf auszurichten (vgl. dazu Grush 2001).

Mentale Repräsentationen weisen unterschiedliche Grade der Einsehbarkeit in ihr Wesen als Repräsentation auf. Während uns einsichtig ist, dass jede Simulation eine Repräsentation ist, an der wir als kognitive Agenten einen kreativen Anteil haben, kommen uns analoge Verarbeitungen aktueller Situationen oft unmittelbar vor. Bei der Wahrnehmung eines Sterns haben wir nicht den Eindruck, es mit der inneren Repräsentation eines Sterns zu tun zu haben, sondern mit dem realen Objekt selbst. Es scheint uns einfach gegeben, nicht aber erdacht oder mental konstruiert zu sein. Ein “naiver Realist” in diesem Sinn nimmt an, dass externe Objekte – vermittelt über physikalische Kausalketten – schlicht als solche wahrgenommen werden (vgl. hierzu Le Movran 2004).

Im Gegensatz dazu geht ein “indirekter Realist” davon aus, dass das Gehirn einen stellvertretenden Zustand, eine mentale Repräsentation, erzeugt, die zwar auf den Stimulus bezogen ist, aber in der Regel auch einen interpretativen Anteil enthält. Gemäß dieser Vorstellung hängt die Wahrnehmung nicht nur von der Unversehrtheit der physiologischen Funktionen ab, sondern auch von der Prägung des Wahrnehmenden durch Erfahrung und von seinem spezifischen kulturellen Kontext. Dass bei einem sensorischen Wahrnehmungsakt nicht nur ein bloßes “Abfotographieren” des Objektes geschieht, lässt sich etwa bei der Betrachtung mehrdeutiger Stimuli (Kippfiguren) zeigen. Dabei wechseln sich zwei oder mehrere Sichtweisen spontan ab, obwohl der Stimulus als solcher der gleiche bleibt.

Im allgemeinen sind wir uns bei einer Wahrnehmung jedoch nicht unserer Repräsentationstätigkeit, sondern schlicht des wahrgenommenen Objektes bewusst. In diesem Fall gelten Repräsentationen als “transparent” oder “semantisch bzw. phänomenal transparent”.⁹ Transparenz bedeutet (im Gegensatz zu Opazität), dass das Subjekt kein Bewusstsein seiner eigenen Repräsentationsprozesse hat, dass es also keine exteriore Position gegenüber seinen Repräsentationen einnimmt.

Ein weiteres Kriterium zur Unterscheidung mentaler Repräsentationen ist der Grad ihrer Reflexivität, buchstäblich verstanden als Rückbezug des Bewusstseins auf sich selbst. Mentale Zustände können von anderen auf sie gerichteten Zuständen höherer Ordnung begleitet werden. Die Wahrnehmung eines Sterns wäre die einfache phänomenale Repräsentation eines Sternes. Die Wahrnehmung, dass ich gerade einen Stern wahrnehme, wäre eine Repräsentation höherer, in diesem Fall zweiter, Ordnung. “Higher-order thoughts” (Rosenthal 1986, Carruthers 2000) oder “higher-order perceptions” (Armstrong 1981, Lycan 1996) dieser Art sind mit Selbstbewusstsein verknüpft. Sie setzen das globale Repräsentat eines Ich oder Selbst voraus.

Die Vielzahl philosophischer Versuche, “Selbstbewusstsein” zu definieren und

⁹Bereits Moore (1922, S. 25) thematisiert diesen Sachverhalt mit dem Begriff “diaphan” (“diaphanous”) – ein Terminus, von dem auch Gebser häufig Gebrauch macht. Van Gulick (1997, S. 437f) spricht von einer “semantischen Transparenz” der perzeptiven Wahrnehmung. Während van Gulicks Terminus eher auf ein propositionales Verständnis von Erkenntnis hindeutet, spricht Metzinger (2003, S. 166f) explizit von “phänomenaler Transparenz”.

seine Rolle für das phänomenale Bewusstsein zu bestimmen, können hier nicht diskutiert werden. Im Folgenden wird der Ansatz Metzingers aufgegriffen, der das Subjekt als analoges Selbstmodell eines informationsverarbeitenden Systems konzipiert. Der Begriff des Subjekts lässt sich zumindest teilweise durch ein solches Selbstmodell beschreiben. Interessant ist Metzingers Position für uns deshalb, weil sich daran eine Interpretation akategorialer Erfahrung anknüpfen lässt, die auf einer naturalistischen Theorie mentaler Repräsentation basiert.

4 Akategoriale Erfahrung innerhalb einer Theorie mentaler Repräsentation

“Welt” und “Selbst” sind nach Metzinger (1993, 2003) Repräsentanda zweier besonders globaler Analog-Repräsentationen, mit deren Hilfe wir uns durchgängig über den Zustand der Umwelt und den eigenen Zustand informieren. Sie werden von ihm Weltmodell und Selbstmodell genannt. Das Weltmodell ist ein repräsentationaler Gesamtzustand, in den alle aktuellen Informationen von Ist- und Soll-Zuständen der Umwelt eingebettet werden. Das bewusste Weltmodell beinhaltet Ausschnitte dieser umfassenden Repräsentation. Natürlich kann dieses auch digitalisiert und begrifflich formuliert werden. Im Normalfall jedoch läuft das analoge Weltmodell ständig im Hintergrund von partiellen Repräsentationen mit, die im Fokus unserer Aufmerksamkeit stehen.

Das gleiche gilt für das Selbstmodell. Es repräsentiert jenen Teil der Realität, der mit dem informationsverarbeitenden System selbst zu tun hat. Es zeigt das System als zentrierten kognitiven Agenten, der Information auf sich und seinen Zustand bezieht, um das Überleben zu sichern und sein Verhalten zu optimieren. Das Selbstmodell repräsentiert diese zentrierte Systemaktivität als ein Ich, das im Mittelpunkt der Realität steht (vgl. Metzinger 2003, S. 265–427).

Das Selbstmodell kann in veränderten oder pathologischen Bewusstseinszuständen abhandenkommen. Als Beispiel führt Metzinger das Phänomen “ozeanischer Selbstentgrenzung” an, das er mit mystischen Zuständen in Verbindung bringt. Mystischer Selbstverlust setze keinen Perspektivenwechsel voraus, sondern die “Liquidation” des Selbst: “das vollständige Zurruekommen der die Perspektivität überhaupt erst schaffenden Zentrierungsfunktion”. Für Metzinger (1993, S. 184f) ergibt sich daraus die Frage, ob ein solcher aperspektivischer Bewusstseinszustand überhaupt eine Erfahrung sei und epistemischen Gehalt habe.

In seiner ausführlicheren englischen Monographie “Being No One” deutet Metzinger (2003) eine Möglichkeit an, wie phänomenales Erleben trotz des Verlustes der Ich-Perspektive stattfinden kann. Er beschreibt die bloße (transparente) Analog-Repräsentation des Weltmodells, das in einem “Fenster der Gegenwart” aktiviert wird, als einen Grenzfall von Zustandsbewusstsein, einen Minimalfall von bewusstseinsfähigem mentalen Gehalt. Da parallel dazu keine partiellen Repräsentationen (z.B. von konkreten Objekten) entstehen, ist die Welt, die dem Organismus er-

scheint, ohne Struktur. Der Organismus macht die Erfahrung eines einheitlichen ewigen Jetzt.

Dies geschieht jedoch nicht aus der Perspektive der ersten Person. Die Erfahrung ist subjektiv nur in dem schwachen Sinn, dass ein internes Weltmodell in einem Individuum existiert (Metzinger 2003, S. 559). Dem erlebenden Subjekt ist also gar nichts Bestimmtes gegenwärtig, und es erlebt lediglich einen Realitätsgrund – die Basis der vielfältig strukturierten Realität. Bei dem hier entworfenen Szenario handelt es sich, da keine Kategorien vorhanden sind, um einen präkategorialen Zustand.

Die Aktualisierung eines solchen Minimalfalls von phänomenalem Bewusstsein ist von Repräsentationen im herkömmlichen Sinne (als Repräsentationen spezifischer Inhalte) zu unterscheiden. Um Verwirrung zu vermeiden, bezeichnen wir die bloße globale Analog-Repräsentation von “Realität” als Repräsentationsgrund oder Bewusstseinsgrund. In ihm liegen keinerlei weitere kategoriale Differenzierungen vor, wie sie für spezifischere Bewusstseinszustände erforderlich wären. Nicht selten wird mystische Erfahrung so verstanden.

Es kann jedoch noch eine weitere Form von mystischer Erfahrung vorliegen, die Metzinger nicht behandelt. Der Repräsentationsgrund kann nicht nur in einem nicht-kategorialen Minimalfall repräsentierender Aktivität erfahren werden, sondern auch in akategorialer Weise. Dies ist möglich, wenn er zugleich mit der Anwesenheit von partiellen Repräsentationen wahrgenommen wird. Er ist dann nicht als unbewusster Hintergrund präsent, sondern als bewusster Vordergrund. Partielle Repräsentationen bleiben als solche bestehen und koexistieren mit dem Bewusstsein des Repräsentationsgrundes. In diesem Fall sollte das Selbst (als eine dieser partiellen Repräsentationen) nicht als ozeanisch aufgelöst erlebt werden, sondern als eine Repräsentation unter anderen erhalten bleiben.

Möglich wird eine erfahrbare Simultaneität von Repräsentationsgrund und Einzelrepräsentationen dann, wenn sich der mentale Zustand nicht innerhalb einer Repräsentation oder Kategorie befindet, sondern außerhalb von Repräsentationen, etwa zwischen ihnen. Entscheidend für diese These ist die Unterscheidung von mentalem Zustand und der mentalen Repräsentation, die dieser Zustand aktualisiert.

Bereits William James (1950, S. 243) argumentierte am Ende des 19. Jahrhunderts (selbstverständlich in seiner eigenen Terminologie), dass die Dynamik mentaler Zustände verlangt, dass sie sich nicht nur in Repräsentationen, sondern auch zwischen ihnen aufhalten. In solchen Zwischenzuständen können verschiedene Repräsentate “in den Blick” geraten, ohne als einzelne aktuell realisiert zu sein. Zum Beispiel können sie als verbunden wahrgenommen werden – verbunden durch den Bewusstseinsgrund selbst, der zwischen oder jenseits der Teilinhalte erfahrbar ist. Das hieße, dass der durchgängige Repräsentationsgrund eines mentalen Systems zwischen den einzelnen Repräsentaten aufblitzt und dem System phänomenal bewusst zugänglich werden kann.

Eine besondere Qualität einer akategorialen Erfahrung liegt darin, dass die Einzelrepräsentate ihre Transparenz verlieren und opak werden. Sie sind dann nicht einfach nur Objekte, sondern werden als Objekte erkannt, die durch einen Repräsentations-

grund bedingt sind und nur auf diesem Grund für uns real werden. Akategorialität lässt sich so einmal mehr von Prækategorialität unterscheiden: In vorkategorialen Erfahrungen lösen sich kategoriale Repräsentationen auf, in akategorialen Erfahrungen werden sie opak, so dass ihre Abhängigkeit vom erzeugenden System erkennbar wird.

Dies muss nicht bedeuten, dass das repräsentierende System durch akategoriale Erfahrungen den Kontakt zu dem “an sich” der Dinge vollständig verliert und vom naiven Realismus zu einem subjektivistischen Solipsismus wechselt, wo Realität ausschliesslich für das System, d.h. “für mich” existiert. Vielmehr können Repräsentationen nun in ihrer Bezogenheit auf System und Umwelt als wechselseitig und gemeinsam kreiert und “an und für sich” real verstanden werden.

Der Repräsentationsgrund, auf dem die Einzelrepräsentationen entstehen, kann darüber hinaus als Einheit begriffen werden, die über das System hinausreicht und sowohl Dasein als auch Bewusstsein umgreift. Denn auch dieser Grund ist ja als Minimalfall von Repräsentation immer schon zweifach bezogen: auf die aussersubjektive Quelle der Stimuli und auf die innersubjektive Verarbeitung dieser Stimuli. Auf diese Weise wird verständlich, warum in manchen spirituellen und philosophischen Traditionen der Bewusstseinsgrund als absoluter “Grund”, absolute “Einheit”, absolutes “Sein” beschrieben wird (vgl. dazu auch Varela et al. 1993).

Ein akategorialer Zustand erlaubt es uns, etablierter Kategorien gewahr zu sein, ohne selbst kategorial zu sein. Keine Gedanken zweiter (oder höherer) Ordnung sind für diese Art von “perzeptiver” Reflexion nötig. Statt dessen führt die Idee der Akategorialität auf eine grundlegende Beziehung zwischen dem Gewahrsein von (etablierten, aber nicht aktualisierten) Kategorien und dem koexistierenden Gewahrsein des Bewusstseinsgrundes, auf dem diese Kategorien etabliert worden sind.

5 Akategoriale Zustände in der kognitiven Neurowissenschaft

Es gibt plausible Hinweise darauf, dass akategoriale Zwischenzustände als erfahrbare Zustände mentaler Systeme tatsächlich vorkommen. Ein vielversprechender Ansatz zu einem vertieften Verständnis ist die nichtlineare Dynamik von Netzwerken von Attraktoren, mit deren Hilfe die dynamischen Eigenschaften komplexer Systeme untersucht werden können. Mit aus der mathematischen Physik stammenden Methoden lassen sich sowohl mentale als auch neuronale Prozesse sowie ihre Korrelationen genauer beschreiben.¹⁰ Ohne auf mögliche derartige Korrelationen näher einzuge-

¹⁰In der kognitiven Neurowissenschaft stellen neuronale Korrelate mentaler Zustände eine wesentliche Grundannahme dar (vgl. Metzinger 2000). Zwar lässt sich mit dieser Annahme noch nicht sagen, *wie* Bewusstsein mit bestimmten neuronalen Korrelate zusammenhängt (zum sogenannten “hard problem of consciousness” – dem alten Leib-Seele-Problem in aktueller Sprechweise – vgl. Pauen 2001). Dennoch legen aktuelle Erkenntnisse über Hirnprozesse teilweise interessante Ideen zum Verständnis mentaler Prozesse nahe.

hen, sollen zunächst einige Charakteristika nichtlinearer Systeme aufgezeigt werden, die für das Verständnis mentaler Vorgänge im allgemeinen und akategorialer Zustände im besonderen hilfreich sind.

5.1 Eigenschaften nicht-linearer mentaler Systeme

Eine Variante, mentale Aktivität zu untersuchen, besteht darin, mentale Prozesse als ein komplexes interagierendes Netzwerk aus kategorialen Repräsentationen und mentalen Zuständen zu modellieren. Solche Modelle sind idealerweise mit einer möglichst einfachen und doch näherungsweise realistischen Grundstruktur ausgestattet werden (siehe z.B. Amit 1989).

Ein mentaler Zustand aktualisiert eine kategoriale mentale Repräsentation genau dann, wenn der Gehalt dieser Repräsentation subjektiv erlebt wird. Nicht aktualisierte Repräsentationen, die in der Vergangenheit etabliert wurden, können in der Zukunft aktualisiert werden. In diesem Ansatz ist es wesentlich, dass mentale Zustände und mentale Repräsentationen prinzipiell zu unterscheiden sind. Sie zu modellieren, erfordert zwei unterschiedliche Konzepte und zwei unterschiedliche Arten von Dynamik.

Die Dynamik von mentalen Zuständen (Zustandsdynamik) kann in einem sogenannten Zustandsraum dargestellt werden, der die Menge aller möglichen Zustände enthält. Zwei Punkte sind dabei wichtig.

1. Das Verhalten (dissipativer) nichtlinearer Systeme lässt sich durch das Konzept des Attraktors charakterisieren. Ein Attraktor ist ein Unterraum eines Zustandsraums, der den Zustand eines Systems "anzieht", wenn er sich noch nicht in diesem Unterraum befindet. Ein Attraktor stabilisiert das System, so lange sich sein Zustand in diesem Attraktor befindet.
2. Durch Attraktoren stabilisiertes Verhalten wechselt im Lauf der Zeit mit instabilen Phasen außerhalb von Attraktoren ab. Instabilitäten treten bei bestimmten kritischen Parameterwerten auf.

Bezogen auf ein mentales System heißt das, dass aus einer einfachen Grundstruktur komplexes Verhalten hervorgehen kann. Die entsprechenden Verhaltensmuster (Attraktoren) weisen bestimmte Arten von Stabilität auf, welche als (multi-) kausale Antworten des Systems auf wahrgenommene oder vorgestellte Stimuli beschrieben werden können.

Eine Darstellung dieses Prozesses mitsamt den möglichen instabilen und stabilen Zustände kann – neben dem Zustandsraum – auch als Potenzialdarstellung erfolgen. Dabei stehen die Potentialtäler (lokale Minima) für Attraktoren und Potentialhügel (lokale Maxima) beziehen sich auf instabile Bereiche. Weitere Optionen sind Sattelpunkte (Minima in einer Richtung, Maxima in einer anderen) oder Plateaus (keine Potentialdifferenz).

Angestossen durch einen Stimulus, wird die Dynamik des Systemzustandes durch eine Trajektorie durch die Potential“landschaft” dargestellt, etwa so wie die Trajektorie einer sich bewegenden Kugel. Wenn sie den Grund eines Tales erreicht, bleibt sie dort liegen: der Zustand des Systems ist dann durch den entsprechenden Attraktor stabilisiert. Erst wenn ein neuer Stimulus oder ein interner Störmechanismus eintritt, kann der Systemzustand das eingenommene Tal verlassen und sich in ein anderes Minimum hineinbewegen.

Jedes lokale Minimum in diesem Bild steht für eine mentale Repräsentation, die durch einen mentalen Zustand zu jedem Zeitpunkt eingenommen oder nicht eingenommen werden kann. Ein Attraktor im mentalen Zustandsraum, der das System für eine gewisse Zeitspanne stabilisiert, entspricht einer stabilen kategorialen Repräsentation. Aufeinander folgende stabile Phasen eines mentalen Zustandes werden voneinander durch mentale Instabilitäten getrennt.

5.2 Akategorialität als mentale Instabilität

Ob eine detaillierte quantitative Beschreibung der nichtlinearen Dynamik mentaler Prozesse einmal möglich sein wird, sei dahingestellt. Wichtiger für eine konzeptuelle Untersuchung sind jedoch qualitative mathematische Argumente. Im Rahmen einer qualitativen Stabilitätsanalyse nichtlinearer Systeme lässt sich zeigen, dass mentale Zustände die Charakteristika von Akategorialität auf elegante Weise realisieren (Atmanspacher 1992, Atmanspacher und Fach 2005).

Ein wesentlicher Punkte dabei, der nicht oft genug betont werden kann, ist die Unterscheidung von mentaler Repräsentation und mentalem Zustand. Formal zeigt sich dieser Unterschied darin, dass die Potenziallandschaft eines Systems von seinem aktuellen Zustand zu differenzieren ist. Indem man die Bewegung mentaler Zustände Φ in einem Potenzial V beschreibt, ergeben sich verschiedene Szenarien, die von der Komplexität der Potenziallandschaft abhängen. Vereinfacht, aber zur Illustration ausreichend, ergeben sich die folgenden drei Szenarien.

Szenario 1: Der Gradient der Potenziallandschaft ist Null, so dass es sich um ein flaches Plateau handelt und keine kategoriale Repräsentation vorliegt. In diesem Fall sind nur marginal stabile mentale Zustände möglich. Jede kleine Veränderung eines Stimulus-Inputs zieht eine Veränderung von Φ nach sich. Eine entsprechende Erfahrung könnte eine präkategoriale mystische Erfahrung sein, ein ozeanisches Erleben, das durch die Auflösung perzeptiver oder begrifflicher Kategorien gekennzeichnet wäre.

Szenario 2: Der Zustand Φ befindet sich innerhalb eines lokalen Potenzialminimums V_0 und ist dadurch stabilisiert. In einer solchen asymptotisch stabilen Position werden Veränderungen durch weiteren Stimulus-Input weggedämpft, sofern diese nicht die Tiefe des Potenzialminimums um V_0 erreichen oder überschreiten. Dazu gehört die Erfahrung einer stabilen Repräsentation, d.h. einer perzeptiven oder begrifflichen Kategorie.

Flachere Minima stabilisieren den Zustand Φ weniger als tiefe Minima, so dass

Stimulus-Inputs oder interne Veränderungen ihn leichter verändern können. Rein perzeptive Kategorien, die noch nicht begrifflich klassifiziert sind, könnten in diesem Sinn leichter destabilisierbar sein. So lässt sich vermuten, dass außergewöhnliche Erfahrungen im vorbegrifflichen Bereich mit flachen Minima zusammenhängen, etwa der rasche Wechsel zwischen verschiedenen Repräsentationen in Rauschzuständen oder die fließenden Assoziationen in Träumen und Tagträumen.

Szenario 3: Lokale Minima in V sind ausgebildet, doch der Zustand Φ hält sich nicht in ihnen, also nicht in einer der Repräsentationen auf, sondern an einem lokalen Maximum (oder Sattelpunkt) V_1 zwischen benachbarten Minima. Somit ist der Zustand Φ instabil und tendiert dazu, in einen der angrenzenden asymptotisch stabilen Zustände zu relaxieren. Aus einem akategorialen Zustand an der Stelle V_1 heraus können angrenzende Repräsentationen gewissermassen “wahrgenommen” werden – jedoch nicht indem sie durch Φ aktualisiert werden, sondern als potenziell zugängliche und (durch V_1) verbundene Repräsentationen.

Zu diesem dritten Szenario passt die *scientia intuitiva* Spinozas, die durch “ein Anschauen” das Einende und Gründende in den Einzeldingen zeigt. In ihr sind sowohl differenzierte Struktur – in unserer Sprechweise die bereits ausgebildeten Repräsentationen bzw. Kategorien – vorhanden als auch deren einheitsstiftender Repräsentationsgrund. Spinoza nennt ihn “wirkende Wirklichkeit” (*natura naturans*; Spinoza 1994, I, P29, Schol.). Im deutschen Idealismus wird dieser bereits als “Grund im Bewusstsein” verstanden (vgl. Henrich 1992), terminologisch ähnlich zu unserem Konzept des “Repräsentationsgrunds” (Feil 2007).

In akategorialen Zuständen ist dieser Bewusstseinsgrund nicht durch die Aktualisierung einer Kategorie (durch Perzeption oder Begriff) “verstellt”, sondern tritt aus dem unbemerkten Hintergrund in den Vordergrund, ohne dass die Struktur der repräsentierten Welt verlorengeht (Feil 2007). Auch die repräsentierte Struktur des Selbst bleibt als solche erhalten, ist aber wie alle anderen Repräsentationen nur auf subtile potenzielle Weise präsent.

Akategoriale Erfahrung kann im Gegensatz zur präkategorialen Erfahrung einer undifferenzierten Einheit sehr komplex sein. Die homogene Einheit des Repräsentationsgrundes und die Differenzierung von partiellen Repräsentationen können als eine höherstufige Einheit – als Einheit von Einheit und Differenz – aufgefasst werden. Damit ist die globalste aller Repräsentationen, das Realitätsmodell, dem Bewusstsein in zwei Weisen präsent: auf der einen Seite klar strukturiert und differenziert, auf der anderen Seite einheitlich und homogen. Beide Aspekte zusammen sind in einer umfassenden Form von Realitätserfahrung verdichtet.

Epistemologisch betrachtet ist akategoriale Erfahrung eine Erfahrung von Erkenntnis mit einem hohen Ausmass mentaler Präsenz, beruhend auf einer analogen Erfahrung des Repräsentationsgrundes, bei gleichzeitiger Wahrnehmung potenzieller digitaler Repräsentationen, die selbst nicht aktualisiert sind, weil sich der mentale Zustand nicht in ihnen befindet. Dennoch liegen letztere als explizite Kategorien in begrifflich abgegrenzter Form vor. Obwohl diese Kategorien im akategorialen Modus nicht im Sinn von diskursiver, sequenzieller Prozessierung “gedacht”, sondern unmit-

telbar und als Ganzes “gesehen” werden, sind sie als digitale Repräsentate innerhalb einer analogen Gesamtwahrnehmung präsent.

Noch eine weitere Erfahrungsqualität akategorialer Zustände ist denkbar. Wenn der Repräsentationsgrund ganz in den Vordergrund tritt und die angrenzenden Repräsentationen aus dem Fokus der Aufmerksamkeit geraten, kann das zum Erleben einer rein globalen Präsenz von Realität (oder Sein) führen, die anders als die präkategoriale Minimalpräsentation *opak* ist, d.h. in ihrer subjektiven und ausser-subjektiven Bezogenheit erfahren wird. Auch für diese Art akategorialer Schau gilt, dass jederzeit eine Relaxation in ein benachbartes lokales Minimum möglich ist, d.h. dass die entsprechenden Kategorien intakt und zugänglich sind. Dies ist ein markanter Unterschied zu prä- bzw. nicht-kategorialem mystischen Erleben.

Eine wesentliche Bedingung für akategoriale Erfahrungen ist es, den instabilen mentalen Zustand an einem lokalen Maximum zeitweise aufrecht zu erhalten oder sogar zu stabilisieren. Wie dies möglich ist, muss zunächst offenbleiben. Eine Idee besteht darin, dass akategoriale Zustände durch die stabilisierende Wirkung der Interaktion zwischen instabilen Bereichen einer Potentiallandschaft aufrecht erhalten werden können. Analytische und numerische Untersuchungen spezieller Netzwerke, die solches Verhalten zeigen, finden sich in der Literatur (Atmospacher und Scheingraber 2005).

Alternativ wäre eine Art mentaler Balanceakt denkbar, der durch Übung zunehmend besser gelingt. Dass die akategoriale Schau eine Frage der mentalen Übung sein könnte, lässt sich aus der kontemplativen Praxis vieler mystischer Traditionen ableiten. Untersuchungen mit meditations-erfahrenen Versuchsteilnehmern zeigen (Carter et al. 2005), dass instabile Wahrnehmungszustände (bei “binokulärem Wettstreit”) weit länger aufrechterhalten bleiben als gewöhnlich.

6 Akategorialität als nicht-begriffliche Erfahrung

Die Erfahrung von mentalen Zuständen mit nicht-begrifflichem Gehalt, kurz nicht-begriffliche Erfahrungen, hat sich im letzten Jahrzehnt zu einem wichtigen Thema in Kognitionswissenschaft und Philosophie des Geistes entwickelt.¹¹ Es gibt allerdings zahlreiche historische Beispiele, die klarmachen, dass nicht-begriffliche Erfahrung (unter anderen Bezeichnungen) seit langer Zeit in östlichen und westlichen Philosophien diskutiert werden (Gunther 2003).

Die einschlägige Literatur unterscheidet drei Typen nicht-begrifflichen Gehalts von Erfahrungen: (i) Der Gehalt *kann nicht* begrifflich repräsentiert werden, (ii) ein Subjekt *begreift* die Konzepte nicht, die in der Artikulation des Gehalts involviert sind, und (iii) es ist nicht imstande, diese Konzepte *anzuwenden*. Gehalt wird dabei gewöhnlich als intentionaler Gehalt (oder Intentionalität) einer Repräsentation

¹¹Neben dem Überblick von Bermudéz und Cahen (2008) empfehlen wir die Einleitung in Gunther (2003, S. 1–19) und das entsprechende Kapitel in Metzinger (2010, S. 195–232) zur einführenden Lektüre.

angenommen. Intentionaler Gehalt drückt die Referenzrelation eines Repräsentats zu seinem Repräsentandum aus. Ist das Repräsentandum ein Sachverhalt, auf den die Wahrheitsbedingungen der klassischen Logik anwendbar sind, so sind intentionale Gehalte propositional.¹²

Verwendet man den Terminus Konzept oder Begriff äquivalent mit dem einer mentalen Repräsentation, dann meint nicht-begrifflich im wesentlichen nicht-repräsentational. In diesem Fall ist Gehalt eingeschränkt auf intentionalen oder propositionalen Gehalt, als eine Eigenschaft einer *Repräsentation*, und nicht-begrifflicher Gehalt wird zu einem Widerspruch in sich. Wie in Kap. 2.3 gezeigt wurde, besteht eine Lösung dieses Problems darin, dass man vom Gehalt einer *Erfahrung* sprechen kann, die von einem mentalen *Zustand* instantiiert wird, und zwar auch dann, wenn dieser Zustand keine Repräsentation im propositionalen Sinn aktualisiert. Tye (2005, S. 223) beschreibt eine solche Situation, indem er sagt: “Erfahrungen können gehaltvolle nicht-begriffliche Zustände sein, wobei ein gehaltvoller nicht-begrifflicher Zustand ein gehaltvoller Zustand ist, dessen Bezeichnung die Anwendung eines Begriffes nicht einschliesst.”

Die Unterscheidung von mentalen Zuständen Φ und mentalen Repräsentationen V liefert eine formale Terminologie, die sich hervorragend dazu eignet, begriffliche von nicht-begrifflichen Erfahrungen zu unterscheiden. Diese Unterscheidung verläuft parallel zu derjenigen zwischen kategorialen und prä- bzw. akategorialen Zuständen. Während es sich bei begrifflichem Gehalt schlicht um den Gehalt eines kategorialen mentalen Zustandes handelt, der eine mentale Repräsentation aktualisiert, gibt es für nicht-begrifflichen Gehalt drei Optionen.

- (A) präkategoriale mentale Zustände in der Abwesenheit von Repräsentationen jeglicher Art, z.B. Auflösung von Selbst und Welt wie in Kap. 4 diskutiert;
- (B) präkategoriale mentale Zustände, bei denen es sich um reine Analog- Repräsentationen handelt, z.B. phänomenale Erfahrungen oder Analogmodelle, die der Konstruktion von Begriffen vorausliegen;
- (C) akategoriale mentale Zustände in Anwesenheit von voll entwickelten konzeptuellen Repräsentationen, von denen jedoch keine aktualisiert ist.

Erfahrungen vom Typ (A) und (B) fallen in Klasse (i) von nicht-begrifflichen Erfahrungen: Gehalt kann nicht begrifflich repräsentiert werden. Typ (C) ist subtiler und enthält mystische, ästhetische und existentielle Beispiele, wie sie Gunther (2003) beschreibt. Abhängig von den Details der Interpretation der Klassen (ii) und (iii) von nicht-begrifflichen Erfahrungen können sie auf folgende Weise zugeordnet werden: Wenn “ein Konzept zu begreifen” heisst, “eine Repräsentation zu aktualisieren”, fällt Typ (C) in Klasse (ii). Doch obwohl “begreifen” in (ii) gewöhnlich als eine Voraussetzung für “anwenden” in (iii) angenommen wird, könnten akategoriale

¹²Diese verkürzte Sichtweise, die Intentionalität, Propositionalität und Repräsentation gleichsetzt, liegt – oft unausgesprochen – vielen Texten zugrunde.

Zustände eine Art von “anwenden” *potentieller* Repräsentationen ermöglichen, in denen “begreifen” im Sinne von “aktualisieren” nicht erforderlich ist.

Können diese und verwandte Fragen durch Forschung im Bereich kognitive Neurowissenschaft untersucht werden? Wenn auch die spektakulärsten Beschreibungen akategorialer Zustände mystischer oder ästhetischer Natur sind, ist es für systematische Forschungsschritte vielversprechend, typische Beispiele aus der Psychologie der Wahrnehmung zu betrachten, die Wahrnehmung paradoxer Stimuli. Crane’s (1988) Beispiel von Eschers Wasserfall-Illusion ist eine augenfällige Illustration eines visuellen paradoxen Stimulus, und andere Arten von Paradoxa sind ähnlich interessant.

Als eine etwas mildere, einfachere, und gewöhnlichere Form von potentieller Akategorialität darf man in der Wahrnehmung zweideutiger (statt paradoxer) Stimuli erwarten. Dabei schlägt die mentale Repräsentation des Stimulus spontan jeweils nach einigen Sekunden in die alternative Repräsentation um. Derartiges oszillatorisches Verhalten kann durch die Bewegung des mentalen Zustandes von einer Repräsentation zur anderen und zurück (usw.) modelliert werden. Der Zustand zwischen den Repräsentationen ist akategorial. Psychophysikalische und psychophysiologische Resultate von Kornmeier et al. (2009 a,b) beziehen sich auf dieses paradigmatische Beispiel.

7 Zusammenfassung

Akategorialität ist ein Thema mit einer philosophischen Tradition, das in der aktuellen analytischen Philosophie des Geistes vernachlässigt wird. Akategoriale mentale Zustände sind jedoch auf der Basis eines naturwissenschaftlich orientierten repräsentationalen Modells von Bewusstsein konsistent konzipierbar. Im akategorialen Modus wird ein sogenannter Repräsentationsgrund (die Minimalpräsentation von Realität) zusammen mit verschiedenen kategorial voll ausgebildeten Einzelrepräsentationen zugleich bewusst phänomenal erfahren. Im Gegensatz dazu liegen bei präkategorialen Erfahrungen keine kategorialen Repräsentationen vor; gleichwohl kann ein mentaler Zustand die Erfahrung von phänomenalem Gehalt vermitteln.

Diese These kann durch eine qualitative Stabilitätsanalyse mentaler Prozesse gestützt werden, die den formalen Rahmen der nichtlinearen Dynamik von Attraktor-Netzwerken benutzt. Akategorialität wird hier als mentaler Zustand begriffen, der sich in einer instabilen Phase außerhalb von kategorialen Repräsentationen (Attraktoren) befindet. Dieser Sichtweise liegt eine Unterscheidung von mentalem Zustand und mentaler Repräsentation (Kategorie) zugrunde. Erst eine solche Unterscheidung macht instabile Zustände außerhalb von Kategorien denkbar, ohne eine Auflösung von Kategorien vorauszusetzen.

Dies eröffnet die Option, Zuständen statt Repräsentationen nicht-begrifflichen Gehalt zuzuschreiben. Dadurch wird der inhärente Widerspruch vermieden, der sich ergibt, wenn Repräsentationen, die intrinsisch begrifflich konzipiert sind, nicht-

begrifflichen Gehalt haben sollen. Präkategoriale Zustände ziehen Erfahrungen mit nicht-begrifflichem Gehalt nach sich, der (wegen der Abwesenheit von Repräsentationen) nicht trivial repräsentiert werden kann, oder beziehen sich auf phänomenale Erfahrungen, die der Konstruktion von Begriffen vorausliegen. Akategoriale Zustände ziehen Erfahrungen mit nicht-begrifflichem Gehalt nach sich, für die eine detailliertere Diskussion notwendig ist. Beispiele für mögliche Forschungsansätze liegen in der Wahrnehmung mehrdeutiger Stimuli oder sogar paradoxer Stimuli.

Literatur

Amit, Daniel J. (1989): *Modeling Brain Function. The World of Attractor Neural Networks*. Cambridge: University Press.

Armstrong, David (1981): *The Nature of Mind*. Ithaca: Cornell University Press.

Atmanspacher, Harald (1992): *Categorical and acategorical representation of knowledge*. *Cognitive Systems* 3-3, 259 - 288.

Atmanspacher, Harald and Fach Wolfgang (2005): *Acategoriality as mental instability*. *Journal of Mind and Behavior* 26, 181-205.

Atmanspacher, Harald and Scheingraber, H. (2005): *Inherent global stabilization of unstable local behavior in coupled map lattices*. *International Journal of Bifurcation and Chaos* 15, 1665–1676.

Atmanspacher, Harald and beim Graben, Peter (2007): *Contextual emergence of mental states from neurodynamics*. *Chaos and Complexity Letters* 2, 151–168.

Aydede, Murat (2004): *The Language of Thought Hypothesis*. *Stanford Encyclopedia of Philosophy* (<http://plato.stanford.edu/entries/language-thought/>).

Bartels, Andreas (2005): *Strukturelle Repräsentation*. Paderborn: mentis.

Bermúdez, José L. (1995): *Nonconceptual Content: From Perceptual Experience to Subpersonal Computational States*. In: Gunther, Y., ed. (2002). *Essays on Nonconceptual Content*. Cambridge/MA: MIT Press.

Bermúdez, José L. and Macpherson, F. (1998): *Nonconceptual Content and the Nature of Perceptual Experience*. *Electronic Journal of Analytical Philosophy* 8 (<http://ejap.louisiana.edu/EJAP/1998/bermmacp98.html>).

Bechtel, William (2001): *Repräsentation*. In: Bechtel, W. et. al. (Hrsg.). *Philosophy and the Neurosciences*. Malden/MA: Blackwell, 332-348.

Block, Ned (1995): *On a Confusion About a Function of Consciousness*. *Behavioral and Brain Sciences* 18, 227-247.

Carruthers, Peter (2000): *Phenomenal Consciousness. A Naturalistic Theory*. Cambridge: University Press.

Chalmers, David J. (1996): *Facing Up the Problem of Consciousness*. In: Hameroff, Stuart et. al. (Hrsg.): *Toward a Science of Consciousness*. Cambridge/MA: MIT Press.

- Dretske, Fred (1981): *Knowledge and the Flow of Information*. Cambridge/MA: MIT Press.
- Dretske, Fred (1988): *Explaining Behavior*. Cambridge/MA: MIT Press.
- Dretske, Fred (1995): *Naturalizing the Mind*. Cambridge/MA: MIT Press.
- Feil, Doris (2005): *Stufen der Seele. Erkenntnistheoretische Darstellung in Goethes "Werther" und Hölderlins "Hyperion"*. Oberhausen: Athena.
- Feil, Doris (2007): *Akategoriality and the Unity of Being in Hölderlins "Hyperion"*. *Mind and Matter*, vol. 10, issue 2, 167–200.
- Fell, Jürgen (2004): *Identifying neural correlates of consciousness: the state space approach*. *Consciousness and Cognition* **13**, 709–729.
- Ferrer, Jorge N. (2002): *Revisiting Transpersonal Theory*. New York: State University Press.
- Fodor, Jerry A. (1986): *Why Paramecia Don't Have Mental Representations*. *Midwest Studies in Philosophy*, vol. 10.
- Fodor, Jerry A. (1987): *Psychosemantics*. Cambridge/MA: MIT Press.
- Gebser, Jean (1949/1953): *Ursprung und Gegenwart*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. Bd. 1 und 2.
- Gellman, Jerome (2005): *Mysticism*. *Stanford Encyclopedia of Philosophy* (<http://plato.stanford.edu/entries/mysticism/>).
- Gibson, James (1982): *Reasons for Realism*. Hillsdale, New Jersey: Lawrence Erlbaum Associates.
- Grush, Rick (2001): *The Architecture of Representation*. In: Bechtel, W. et al. (Hrsg.). *Philosophy and the Neurosciences*. Malden/MA: Blackwell, 349-368.
- Hampton, James A. (2003) : *Prototype Representation*. In: Nadel, L. (Hrsg.): *Encyclopedia of Cognitive Science*. London: Mcmillan. Vol. 3, 772-778.
- Henrich, Dieter (1992): *Der Grund im Bewusstsein*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hunter, Bruce (Hrsg.): *The Return of the Apriori*. Calgary: The University of Calgary Press.
- Jacob, Pierre (2003): *Intentionality*. *Stanford Encyclopedia of Philosophy* (<http://plato.stanford.edu/entries/intentionality/>).
- James, William (1890/1950): *Principles of Psychology*. New York: Dover. Vol. 1.
- Johnson-Laird, Philipp N. (1983): *Mental Models: Towards a Cognitive Science of Language, Inference and Consciousness*. Cambridge: University Press.
- Kant, Immanuel: *Kritik der reinen Vernunft* (1974). In: Ders.: *Werkausgabe*. Hg. von Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. Bd. 3 und 4.
- Le Morvan, Pierre (2004): *Arguments Against Direct Realism and How to Counter Them*. *American Philosophical Quarterly* 41, no. 3, 221-234.
- Lycan, William G. (1996): *Consciousness and Experience*. Cambridge/MA: MIT Press.
- Mac Lane, Saunders (1998 urspr. 1971): *Categories for the Working Mathematician*. 2nd ed. New York.

- Mandler, Jean M. (2000): Perceptual and Conceptual Processes in Infancy. *Journal of Cognitive Development* 1, 3-36.
- Mandler, Jean M. (2002): On the Foundations of the Semantic System. In: Forde, Emer; Humphreys, Glyn (Hrsg.): *Category Specificity in Brain and Mind*. East Sussex, New York: Psychology Press.
- Mandler, Jean M. (2003): Categorization. In: Nadel, L. (Hrsg.): *Encyclopedia of Cognitive Science*. London: Mcmillan. Vol. 1, 452-456.
- McDowell, John (1994): *Mind and World*. Cambridge/MA, London: Harvard University Press.
- McGinn, Colin (1989): *Mental Content*. Oxford: Blackwell.
- Metzinger, Thomas (1993): *Subjekt und Selbstmodell*. München, Wien: Schöningh.
- Metzinger, Thomas (2000), Hrsg: *Neural Correlates of Consciousness*. Cambridge/MA: MIT Press.
- Metzinger, Thomas (2003): *Being No One*. Cambridge/MA: MIT Press.
- Metzinger, Thomas (2010): *Grundkurs Philosophie des Geistes Band 3. Intentionalität und mentale Repräsentation*. Mentis, Paderborn.
- Moore, George Edward (1922): The Refutation of Idealism. In: *Philosophical Studies*. London: Routledge & Kegan, 2-30.
- Nagel, Thomas (1974): What is it like to be a bat? *Philosophical Review* 83, 435-450.
- Peacocke, Christopher. (1992): *A Study of Concepts*. Cambridge/MA: MIT Press.
- Rosch, Eleanor (1978): Principles of Categorization. In: Rosch, Eleanor; Lloyd, Barbara (1978): *Cognition and Categorization*. Hillsdale, New Jersey: Lawrence Erlbaum Publishers, 28-47.
- Rosch, Eleanor; Mervis C.B. (1975): Family Resemblances: Studies in the Internal Structure of Categories. *Cognitive Psychology* 7, 573-605.
- Rosenthal, David (1986): Two Concepts of Consciousness. *Philosophical Studies*, 49.
- Smith, David W. (2003): Phenomenology. *Stanford Encyclopedia of Philosophy* (<http://plato.stanford.edu/entries/phenomenology/>).
- Spinoza, Baruch de (1989): *Die Ethik*. In Ders.: *Sämtliche Werke in sieben Bänden und einem Ergänzungsband*. Hg. von Carl Gebhard. Hamburg: Meiner.
- Steup, Matthias and Sosa, Ernest, Hrsg. (2005): *Contemporary Debates in Epistemology*. Malden/MA: Blackwell.
- Russel, Bertrand (1940): *An Inquiry into Meaning and Truth*. London: George Allen and Unwin LTD.
- Varela, Francisco J.; Thompson, Evan; Rosch, Eleanor (1993): *The Embodied Mind*. Cambridge/MA: MIT Press.
- Van Gulick, Robert (2004): Consciousness. *Stanford Encyclopedia of Philosophy* (<http://plato.stanford.edu/entries/consciousness/>).
- Van Gulick, Robert (1997): Understanding the Phenomenal Mind, Part II. In: Block, Ned et. al. (Hrsg.): *The Nature of Consciousness*. Cambridge/MA: Bredford,

435-442.

von Neumann, John (1958): The Computer and the Brain. Yale University Press, New Haven.

Wilber, Ken (1996): Halbzeit der Evolution. Frankfurt a. M.: Fischer.

Wilber, Ken (1997): Eine kurze Geschichte des Kosmos. Frankfurt a. M.: Fischer.